

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 24 (1934)
Heft: 20

Artikel: Heimat [Fortsetzung]
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638287>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 20 - 24. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

19. Mai 1934

Pfingstlied. Von Emil Hügli.

Erneut ist holder Pfingsten Fest
Ins ird'sche Land gekommen,
Und frühlingsfrohe Botschaft hat
Die Menschheit rings vernommen;
Nun selbst dem Dornstrauch grünes Laub
Und duft'ge Blust entspiessen,
Soll willig sich auch jedes Herz
Dem höhern Geist erschliessen.

Die Botschaft klingt aus Busch und Baum
Und singt von allen Zweigen:
„O Mensch, erwach' aus düstrer Nacht,
Lern' dich der Liebe neigen!“
Sie mahnt: „Macht alle Fenster auf
Und alle Menschenherzen,
Der Feindschaft Fesseln sprengt entzwei,
Und wären sie selbst erzen!“

Die Botschaft steht mit Sonnenschrift
Ans Himmelszelt geschrieben:
„Nicht mitzuhassen bist du da,
Vielmehr um mitzulieben!“
Und fühlst du's, dass die Menschen all'
Sind einer Welt Genossen,
Dann hat der Pfingsten heil'ger Geist
Sich dir ins Herz ergossen.

Heimat. Erzählung von Jakob Bosshart.

Copyright by Grethlein & Co. A. G., Zürich.

2

Eine namenlose Reue erfaßte ihn; ihm war, er sei aus einem Rausch erwacht und merke, daß er im Unverstand seine Seele dem Teufel verkauft habe. Eine blinde Wut gegen die Regierung und die Gemeinderäte und ein Zorn gegen die Kinder, die ihn zu der Dummheit beredet hatten, wallten in ihm auf. Der Tobelhof breitete sich wie ein blühendes Paradies vor seinen Augen aus und hatte einen Mund und redete eindringlich auf ihn ein: Warum willst du mich ersäufen lassen? War ich dir nicht sechzig Jahre lang ein guter Freund? Habe ich dir nicht alles gegeben, was du brauchst? Warum hast du auf mir Bäume gepflanzt und gute Reiser darauf gesetzt? Um sie nun selber umzubringen? Warum hast du mich gepflegt, wenn ich nun nicht mehr tragen und dankbar sein soll?

Der Tobelhof schloß nicht in jener Nacht. Am Morgen packte er das Geld zusammen und schlich in aller Frühe davon, ohne zu sagen, was er vorhatte. Er ging zuerst nach Nesselbach, den Kauf rückgängig zu machen. Aber der Verkäufer lachte ihm pöflich ins Gesicht und meinte, das werde ihn wohl ein paar Banknoten kosten. Dann fuhr

er in die Stadt und landete in einer Verwaltungsstube, wo er in beweglichen, abgerissenen Worten die Bitte vorbrachte, man möchte ihm seinen Hof lassen und das Geld zurücknehmen. Der Beamte lächelte ihn gutmütig und überlegen an, rieb sich die geschmeidigen Hände und drückte sein Bedauern aus. Ehe der Tobelhof sein Herz recht geleert hatte, stand er wieder auf der Straße und wußte selber nicht, wie er so schnell und glatt wieder herausgekommen war. Er ging langsam und planlos eine Gasse entlang, sah nichts und hörte nichts als den Tobelhof, der ihn auf seiner Reise in die Stadt begleitete und immer zu ihm sprach. Die Leute stießen ihn und traten ihm auf die Füße. Einer fauchte ihn endlich zornig an und nannte ihn einen Tölpel; da blickte er einen Augenblick aus sich heraus und entdeckte neben einer Haustür ein Schild, auf dem in großen Buchstaben angezeigt war, daß da ein Rechtsanwalt wohne. Das war ihm eine Erleuchtung. Er ging ein paar Minuten lang vor der Tür auf und ab und trat dann ein. Als er wieder herauskam, hatte er einen Freund gefunden, der ihn von dem Nesselbacher Gut befreien und alle Fe-

dern springen lassen wollte, um ihm den Tobelhof zu erhalten.

*

Es kam die aufregende Zeit der nutzlosen Verhandlungen und Prozesse. Der Tobelhof blieb verloren, von Nesselbach war ohne ein drückendes Reugeld nicht loszukommen, und so mußte der Tobelhans sich entschließen, die Suppe zu essen, die man ihm eingebrocht hatte. Er war unterdessen in den Ruf eines beschränkten, prozeßsüchtigen Menschen gekommen, und das drückte ihn. Schlimmer aber war das Gefühl, sein Lebensschiff im entscheidenden Augenblick schlecht gesteuert zu haben.

Es war Winter geworden, der Tobelhof lag tief im Schnee und war noch stiller und einsamer als sonst. Die Kinder waren fortgegangen. Wozu hätten sie noch bleiben sollen? Der Sohn arbeitete als Handlanger in einer Gießerei, die Tochter war in einer Wirtschaft als Magd angestellt worden, sie erhielten regelmäßig ihren Lohn, trugen, was sie davon entbehren konnten, auf die Sparkasse und schätzten sich glücklich, von dem langweiligen Hofe losgekommen zu sein. Im Frühjahr, wenn der Nesselbacher Hof bezogen werden mußte, wollten sie wieder zum Vater zurückkehren; so versprachen sie wenigstens. Der Tobelhans und Grite führten ein mürrisches, gedrücktes Dasein, es war zwischen ihnen kein Vertrauen, kein Band mehr, seit der Grund, der sie zusammengehalten hatte, nicht mehr ihnen gehörte.

Nach Neujahr begann rings um den Hof das Werk der Zerstörung, große Waldflächen wurden von fremden Arbeitern niedergelegt, unaufhörlich frachten die hundertjährigen Tannen zur Erde, ihre abgehackten braunen Wurzeln ragten hilflos aus der Erde hervor und streckten sich zum Himmel wie verstümmelte Arme. Oben am Geißkopf bohrte man den Berg an und sprengte mit Dynamit gewaltige Felsstücke los, die auf Schlitten zum Bach hinuntergefahren wurden, wo sie zur Staumauer aufgetürmt werden sollten. Die Sprengschüsse donnerten und widerhallten in der engen Waldschlucht wie übereinanderrollende Bergtrümmer!

Der Tobelbauer begleitete den Donner mit seinen großen Verwünschungen. Er hatte keinen ruhigen Augenblick mehr, und wenn er die Nester der zu Boden fallenden Tannen aufschlagen und schmerzlich krachen hörte, meinte er das Brechen seiner eigenen Rippen zu vernehmen.

Sobald der Frühling sich ankündigte, rückte ein ganzes Heer von Erdarbeitern und Maurern ein; es wurden Feldhütten erstellt, tiefe Gräben aufgeworfen, ein Gleis für eine Rollbahn angelegt, eine kleine Werkstatt gebaut. Das wurde dem Tobelbauern immer unerträglich. Er erwartete den ersten März wie einen Tag der Erlösung: da mußte er den Hof, der ihm nun zur Hölle geworden war, verlassen, da konnte er sein neues Haus in Nesselbach beziehen. Er suchte in sich die Hoffnung aufzubauen, es werde nun doch noch gut enden, jeder Fleck Erde könne ja eine liebe Heimat werden. Sich so Mut einredend, raffte er seinen Hausrat zusammen und fuhr damit nach Nesselbach.

Aus der Stadt war der Sohn hergekommen, um zu helfen, aber nur für einen Tag, wie er gleich erklärte,

er sei bis zum Sommer an seine Stelle gebunden. Pauline denke gar nicht mehr an die Rückkehr, es sei ihr in der Stadt wohl genug, und sie nehme an, niemand werde sich zwischen sie und ihr Glück stellen wollen. Das war ein harter Stoß für den Vater; was sollte er ohne die Kinder auf dem neuen Gute anfangen? Er zerrieb seinen Mißmut zwischen den Zähnen und richtete sich wortlos in dem neuen Heim ein.

Die Nachbarn ringsum sahen dem Hantieren aus ihren Scheunen oder durch ihre Fensterscheiben zu, neugierig, was für ein Fisch in ihren Teich geschwommen sei, mißtrauisch, er möchte ihr Wasser trüben.

Den Tobelbauern, dem bis jetzt nur die Bäume und die Sonne in die Stube geschaut hatten, beunruhigten diese stummen Gesichter und spähenden Augen, ein Mißbehagen und das Gefühl der Unsicherheit kamen über ihn, er glaubte sich mitten unter Feinde versetzt.

Auch der Hausrat, der seit hundert und mehr Jahren im Tobelhof gestanden hatte, wollte nicht in die neuen Verhältnisse passen; die Schränke und Tische, Betten und Stühle standen fremd und ratlos da, das Vieh im Stall brüllte, alles, Lebendes und Totes, schien vom Heimweh ergriffen. Nur Grite merkte von alledem nichts, sie ging hin und her, schaffte und hantierte, wie sie noch gestern im Tobelhof hantiert hatte, und fühlte sich schon heimisch.

Der Tobelhans sollte sich in Nesselbach nie zu Hause fühlen. Es gibt Bäume, die sich nicht verpflanzen lassen. Er hatte bis jetzt gewirtschaftet, wie er es von seinem Vater und Großvater gelernt hatte; im Dorf dagegen war man vorgeschrittener, man arbeitete mit ihm unvertrauten Geräten, mit Mähmaschinen, Heuwendern, Sämaschinen, und belächelte den altväterischen neuen Nachbar mit seiner vorfindstulichen Schwester. Hans Schollenberger, der im Tobelhof so fest auf seinem Acker gestanden hatte, der immer genau gewußt hatte, was zu tun war und wie es zu tun war, kam sich hier als unanstelliger Lehrhube vor; er, der sich noch nie um die Meinung eines Nachbarn hatte kümmern müssen, fand sich dem Lächeln und den Sticheleien des ganzen Dorfes preisgegeben.

Zu seinem Gut gehörte ein Stück Weinrebe; er verstand vom Rebwerk nichts und überlegte, ob er es nicht fremden Händen anvertrauen sollte, obschon das seinem Stolz zugefekt hätte. Aber Grite redete ihm das unwirsch aus dem Sinn, sie traute sich die Arbeit schon zu, habe den andern bereits einiges abgeguckt und werde damit fortfahren, er solle sie nur machen lassen. Er ließ ihr den Willen, und bald war sein Wingert eine Sehenswürdigkeit des Dorfes. Einer machte den andern darauf aufmerksam, an Sonntagen lief das halbe Dorf hinaus, um das Wunder zu bestaunen, so viel war seit zehn Jahren im Dorfe nicht gelacht und gewitzelt worden. Grite erhielt den Rosenamen Reblaus.

Dazu kam der Kleinkrieg, der vom ersten Tage an gegen den Neueingesessenen geführt wurde, denn seine Verschlossenheit wurde als Stolz angesehen: rasche Nadelstiche, die im Vorbeigehen versetzt wurden, Teufeleien aller Art, gegen die er sich nicht wehren konnte und die in ihm einen ohnmächtigen Groll entfachten, grobe Späße der Nachbarn; die kränkten ihn in jeder Samstagnacht, warfen ihm

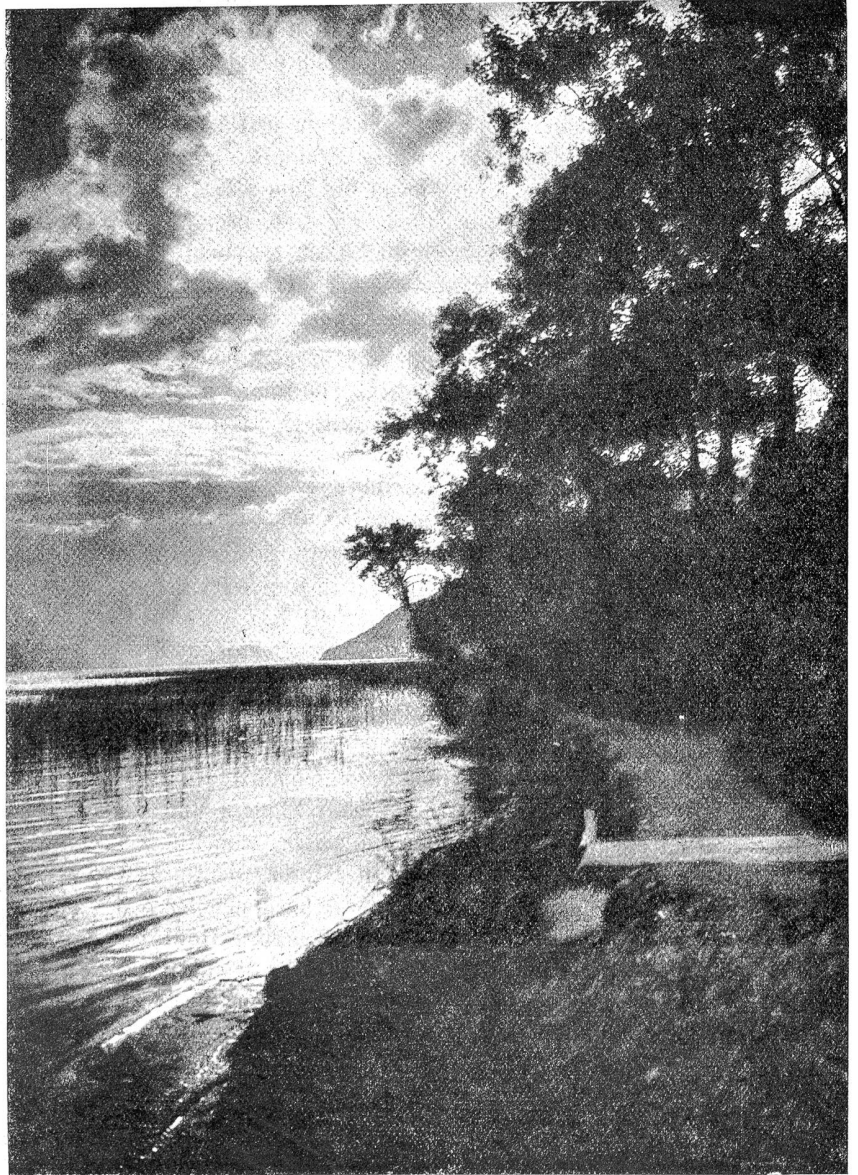
den Stoßkarren in den Bach, legten den Kühen im Stall Maulkörbe an, hängten den altmodischen Pflug oder eine Egge an der Dorfllinde auf, damit sich am Sonntagmorgen jedermann an ihrer ungewöhnlichen Art ergötzen könne, und was ihnen der Mutwillen sonst eingab.

Und das Gut selber: es blieb dem Tobelbauern fremd und unvertraut, immer verglich er es mit seiner Heimat, immer verlor Nesselbach dabei. Im Tobel hatte er jeden Stein und Zweig gekannt und der Hof ihn, wie es ihm schien. Alles Land, alle Bäume und Büsche hatten sich dort dienstbar und freundlich an ihn und seine Wohnstätte herangedrängt, wie die Herde an den Hirten; stand er auf dem Rain neben dem Hause, so konnte er alles in einer Wendung überschauen und auch den entlegensten Winkel mit den Augen grühen. Wie anders in Nesselbach! Da waren die Wiesen und Acker wie vom Wolfe auseinandergesprengt, als schmale, kaum geduldete Streifen zwischen feindliches Land eingezwängt, ohne Zusammenhang und Band, überall Marksteine, die wie Polizisten standen und Beachtung heischten. Das Haus lag an der Hintergasse, an ein anderes angelehnt, es hatte alle Freiheit und Selbständigkeit eingebüßt und duckte sich wie ein Knecht unter Knechten. Davor erhoben sich die hochmütigen Giebel der Hauptgasse und überwachten es mit scheelen Augen. Nein, der Tobelhans würde mit diesem Haus und diesen Feldern und dem, was darauffstand, nie Freundschaft schließen können, dazu war er zu alt. Jeder Tag, auch wenn er herzlich begonnen hatte, ertrank in Mutlosigkeit.

Das Schlimmste aber war, daß der Tobelhans von seinen Kindern ganz im Stich gelassen wurde. Heinrich war im Heuet für ein paar Tage ins Dorf gekommen und dann nach einer heftigen Auseinandersetzung für immer gegangen. Pauline ließ sich nie mehr blicken, aus Furcht, festgehalten zu werden. Beide waren in der Stadt von der Liebe umstrickt worden, wie es bei jungen Leuten, die zwanzig Jahre in der Einsamkeit gelebt hatten und dann in ein großes Menschentreiben gerieten, notwendig sich ereignen mußte. Diese Liebesverhältnisse wogen alle Mahnungen des Vaters und alle Gewissensbisse hundertmal auf. So waren die beiden auf bestem Wege, für immer im niedrigen Stadtvolk unterzugehen, das keinen Fleck Erde sein eigen nennt, dessen Welt die Wirtsstube, die öde Mietwohnung und die Fabrik ausmachen.

Der Tobelhans und Grite mußten sich den Sommer über fast zu Tode mühen, ohne doch mit aller Arbeit rechtzeitig zu Rande zu kommen. Ein Knechtlein, das man angestellt hatte, war nach ein paar Wochen davongelaufen, weil ihm der Dienst zu streng gewesen.

Als sich dann im Herbst infolge der Ueberanstrengung



Am Thunersee.

bei Grite allerlei Gebrechen einstellten, die ihre Gemütsart noch schartiger und kraziger machten, entschloß sich der Tobelhans, das Gut wieder zu verkaufen, um sich irgendwo ein kleineres zu erwerben. Grite hatte nach kurzem Sträuben ihre Einwilligung gegeben; nachdem sie erfahren hatte, daß sie unter dem Namen Reblaus im Dorf umgehe, hatte sie einen unveröhnlichen Haß auf alle „Möldche“ geworfen.

Erleichtert verließen die beiden Nesselbach und mieteten sich vorläufig in einem leeren, halb verlotterten Hause ihres Heimatdorfes ein. Grite ging gleich folgenden Tags von Haus zu Haus und sah sich nach Arbeit um: sie wollte, bis sie wieder etwas Eignes hätten, als Tagelöhnerin ihr Brot verdienen. Ihr Bruder dagegen verkroch sich in seiner Stube, als müßte er sich nach dem mißlungenen Versuch vor aller Welt schämen.

Wie er sich so zum Müßiggang verurteilt hatte, erwachte in ihm eine unsägliche Sehnsucht nach dem Tobelhof und nach dem früheren Leben; das Unrecht, das man ihm seiner Meinung nach zugefügt hatte, stellte sich riesen-

groß und immer schreiender vor ihm auf. Schon in Nesselbach waren seine Gedanken, sobald sie abkommen konnten, ins Tobel entflohen; jetzt, da ihm zum Sinnen unbeschränkte Zeit blieb, erschien ihm der Hof immer mehr in verklärtem Licht, wie in der Zauberbeleuchtung eines Traumes. Vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen wurde er zwischen Zorn und Sehnsucht hin und her getrieben, ohne daß er einen Ausweg zu finden vermochte. Stundenlang ging er in seiner Stube mit geballten Fäusten auf und ab und murmelte Selbstgespräche vor sich hin.

Er fühlte wohl, daß er dabei innerlich zernagt wurde, daß er nur noch der Schatten des alten Tobelhans war, aber er vermochte nichts dagegen zu tun. Auf Zureden der Schwester machte er ein paar Gänge, um ein neues Gürtchen zu finden, dann gab er es auf; die Erfahrungen, die er in Nesselbach gemacht hatte, würden sich ja doch wiederholen, und einen Tobelhof würde er nie wiederfinden.

Einmal, als er es nicht mehr aushalten konnte, eilte er in die Stadt zu seinem Winkelagenten mit der Frage, ob denn gar nichts mehr zu machen sei. Er wußte ganz wohl, woran er war, aber er mußte wieder einmal sein Herz ausschütten, sich für einen Tag kopfüber in eine Selbsttäuschung hineinstürzen. Vom Anwalt ging er in ein Wirtshaus, in dem er früher beim Besuch der Viehmärkte einzuführen pflegte, er war sicher, dort ein paar Bauern und Fuhrleute anzutreffen, die geduldig genug waren, sein Unglück anzuhören, die bei seinen Reden unter ihren Schirmkappen und breiten Hüten hervor funkelnde Augen machten und mächtig ausspudten, auch etwa mit den derben Fäusten auf den vom Bier klebrigen Tisch schlugen. Fast einem jeden von ihnen war auch schon einmal vom Staat oder Gericht irgendein Unrecht angetan worden, das nun hier beim Bier oder Brantwein und unter den Zornausbrüchen des ihnen als friedfertig bekannten Tobelbauern wieder in ihnen zu brodeln begann. Wie überheizte Ofen hotten sie da, und Hans Schollenberger tat es wohl, das Feuer in ihnen zu schüren und so seine eigene Glut zu entladen. Von da an fand er den Weg ins Wirtshaus öfter.

War er allein zu Hause oder lag er schlaflos im Bett, so haderte es beständig in seiner Brust, dunkle Pläne stiegen vor ihm auf, verbrecherische, staatsgefährliche Gedanken. Er hatte einst vom Bauernkrieg gehört, er hatte Bilder gesehen, auf denen ein ganzes Volk mit Sensen, Karsten und Heugabeln auszog, entschlossen, irgend etwas Ungerades wieder gerade zu machen. Warum taten sich die Bauern nicht wieder zusammen wie einst, um sich an den Herren zu rächen? Sie waren doch die Mehrheit! Manchmal sah er sich an der Spitze einer solchen Schar; er wußte genau, wohin er sie zu führen hatte, und es bereitete ihm eine Art Wonne, in die Bajonette zu rennen oder sich vom Militär niederschließen zu lassen, das war doch ein Ende ohne Erniedrigung! Oder es kam ihm der Wunsch, eine ungeheure Wassernot möchte über das Land hereinbrechen, den Tobelhof mit allen, die dort am Werk waren, fortspülen, das ganze Tal verwüsten und ihn selber wegschwemmen. Zur Arbeit wurde er immer unfähiger; der Zahn, der an ihm nagte, trieb ihn her und hin und immer wieder zum Wein. Und da er in den guten Wirtschaften keinen Anklang fand

und manchmal Spott und Zurechtweisungen einstecken mußte, schlich er schließlich wie ein Schelm in die schmutzigste Kneipe des Dorfes, wo er sich fern von richtenden Blicken in Wein und Lärm betäubte. Seine Gesellschaft bildeten ein paar armselige Dorflumpen mit verwüsteten Gesichtern und abgestumpften Blicken, mit verwilderten Haaren, in denen Heu- und Strohhalme vom Nachtlager hängengeblieben waren, in Kleidern, aus denen Knie und Ellbogen schauten. Sie hörten ihm für ein paar Schnäpse gerne zu, freuten sich über den neuen Bruder und begriffen nur nicht, daß einer mit ganzen Hosen sich zu ihnen setzte, und daß man beim Trinken so viel sprechen mochte.

Wenn der Tobelhans aus einem Rausch erwachte und seine Augen hell wurden, sah er seine Verkommenheit wohl ein, und dann legte sich das Heimweh nach seinem Hof und dem rechtschaffenen Leben mit doppeltem Gewicht auf ihn. Er hatte sich vorgenommen, den Tobelhof nicht mehr zu sehen; aber eines Tags, da ihm gar so elend zumute war, stieg er doch auf einem langen Umweg über den Berg in sein Paradies hinauf, allen Leuten aus dem Wege gehend, als hätte er ein Verbrechen vor. Als er aus dem Walde heraustrat und den Hof zu seinen Füßen in Sommer Sonne und Mittagsglanz sah, krampfte sich seine Brust so schmerzhaft zusammen, daß er niedersitzen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Pfingstgesang.

Von Franz Spunda.

Fühle, Mensch, den Tag der Gnade,
Daß sich deine Seele bade
In dem gottentfloßnen Licht!
Heute stürzt in Zungen Feuer
Auf dich nieder, ungeheuer,
Ueberwältigt dein Gesicht.

Wonne strömt in Feuerbächen
Nieder aus den höchsten Flächen,
Tubelbrausend, auf dich ein,
Daß es dich nach oben flimmert.
Und zu deinen Häupten schimmert
Weiß der Taube Silberschein.

Heilige Freude, Gottes Brausen,
Muß in Inbrunst dich umsausen,
Feurig lösen Fleisch und Sinn.
Mußt dich ganz in Flammen tauchen,
Ganz im Wonnebrand verrauchen,
Dir zum ewigen Gewinn.

Willst du deine Seele retten,
Mußt du dich an Gott verketten,
Seiner Gnade fest vertraun:
Heute ist Gott-Geist gekommen!
Seine Ankunft soll dir frommen,
Wunder selig zu erschauen.

Soll die Gnade überfließen,
Darfst du dich nicht ihr verschließen,
Immer sei des Gotts bereit.
Heil'ger Geist, o steig' hernieder,
Hauch' mir an die Stirn, die Lider,
Flammend mit Unsterblichkeit!